



denn wie ist es möglich, von einem Berge aus alle Reiche der Welt zu sehen? Täuschung ist also der Grund, auf dem Alles beruht, was jener „Lüner von Anbeginn“ den Menschenkindern vorspiegelt. — Wir lesen von Zeugis, einem berühmten Maler des griechischen Altertums, er habe mit solcher Kunst Trauben gemalt, daß selbst die Vögel sich angelockt fühlten, diese vermeintlichen Trauben zu verzehren. Allein den Zeugis übertraf, was die Kunst der Täuschung anlangt, ein anderer Meister, namens Parrhasius: dieser malte zunächst ein Bild auf die Leinwand, darüber aber einen Vorhang, wie von Fäden gewoben und zwar so täuschend, daß sein Rivale Zeugis beim Beschauen den „Vorhang“ hinwegnehmen wollte, um das dahinter verborgene Bild deutlicher zu sehen. In ähnlicher Weise wird der Mensch durch die Reichtümer und Freuden dieser Welt getäuscht; es scheint etwas Wirkliches und Wahres an ihnen zu sein, sie scheinen Bestand zu haben und sind doch gleich dem Rauch vorübergehend und ohne alle Dauer. Denn wenn sie auch dem Lebenden einige Vorteile zu gewähren scheinen, so hören sie beim Tode doch auf, irgend welchen Nutzen zu gewähren: sie sind für den sterbenden Menschen selbst so gut wie gestorben.

Deßhalb sagt der hl. Asterius: „Ich kann mich nicht genug wundern, wenn ich mitunter sagen höre: Dies ist mein Haus, mein Hof, mein Gut! Die so sprechen, eignen sich ja durch das kleine Wörtchen „mein“ Dinge zu, die in Wahrheit einem Andern und nicht ihnen gehören! Alles, was ein Mensch an beweglicher Habe oder liegenden Gütern besitzt, kommt von einer Hand in die andere, von einem Besitzer zum andern. Deßhalb könntest du manchem Gutsbesitzer zurufen: So lange die Welt steht, hat dein Landgut, dein Meierhof sicher mehr Herren und Besitzer gehabt, als darin Bäume und Pflanzen zu finden sind, — wer ist denn nun der wahre und eigentliche Herr und Eigentümer? Du, o Gott, — müssen wir mit dem Psalmisten David ausrufen — denn Du bedarfst unserer Güter nicht!“

Was sind also für uns, lieber Leser, die Güter dieser Welt, da wir eigentlich nie in ihren Besitz gelangen? Sind sie nicht den Kohlen gleich, die nur so lange glänzen, als sie glühen, die aber in Staub und Asche verfallen, sobald ihre Glut erloschen ist? — Hat aber einmal der Weltfremde das Gemüt des Christen in Verwirrung gebracht, so zeigt sich ihm Alles in einer anderen Gestalt, als es wirklich ist: Geld und Gut wird er nicht mehr mit dem Apostel Paulus Roth nennen, sondern für leuchtende Sterne halten; Ehre vor der Welt wird ihm eine Krone oder ein Diadem dünken. So hat der Versucher im Paradiese einst unsern Stammeltern die verbotene Frucht als eine „Frucht des Lebens“ angepriesen und ihnen vorgespiegelt, daß nach dem Genuße ihnen göttliche Erkenntnis werde, daß dann erst ihre Augen sich aufstun würden, um das Gute und das Böse zu erkennen! Eva (heißt es) sah die Frucht, die ihr zum Essen gut und dem Anblick so lieblich erschien: der „Lüner von Anbeginn“ machte sie wohl auf die Süßigkeit der Frucht aufmerksam — von den üblen Folgen des Genußes meldete er nichts, vielmehr suchte er sie zu verschleiern.

Wer sich dem „Lüner von Anbeginn“ ergibt, mag wohl einige sehr kurz gemessene Freuden hier auf Erden genießen, aber der Gedanke an den gewissen Tod und an die Ungewißheit seines Kommens wird ihm diese Weltfreuden genug verbittern. Wer aber auf Christus und Seine Kirche hört, — zunächst in dieser heiligen Buszeit, — wird einst teilnehmen an jener unendlichen Herrlichkeit, die Erden Seinigen in unendlicher Liebe bereitet hat.

### Vom Toaste.

Von Th. B. Gall.

Wir leben in der Zeit der Toaste. Keine Gesellschaft, kein fröhliches Beisammensein, wo nicht ein solcher Trinkspruch ausgebracht

wird — der mannigfachen Fürstenbesuche nicht zu gedenken, bei denen sich Rede und Widerrede doch meistens darin zuzuspitzen pflegen, daß man durch ein Glas perlenden Weins allerhand Hoffnungen und Wünsche, die in schwungvollen Worten ausgesprochen sind, wärmt. Die Sitte selber ist uralt. Die Hellenen tranken den Olympiern zu; denn wenn ein Gastmahl war, stellte man womöglich die Statuen jener auf, weil man sich keine Freude, kein Fest denken mochte, ohne daß die Götter daran Teil nähmen. Der Name „Toast“ bedeutet eigentlich „geröstetes Brot“, das man ehemals gern in die mit Trunk gefüllten Becher warf. Früher schickte man nämlich Getränke am liebsten, wenn sie warm waren, über die Lippen. Zu gekühltem Wein, der heute oft so beliebt, oder gar zu einem Gerstentrunke, der, wie augenblicklich, unmittelbar vom Eis genommen ist, hätte man sich damals nie und nimmer entschließen mögen. Wer die Gerüste nicht vorher auf der Herdstelle selber erwärmen konnte, tat dies dann bestimmt während des Zechens. Beim Gelage der Reichen wurde mit einem gerissenen Brunk rotglühendes Gold in die Hörner geschüttet; weniger Bemittelte ahmten dies insofern nach, als sie erhitztes Eisen zu gleichem Zwecke verwendeten. Die Stimmung lohnte erst dann zu echtem, wirklichem Frohsinn auf, wenn der Meth emporzischte und seinen Schaum womöglich bis an den Rand des Trinkgefäßes schickte. In England bediente man sich nun im Mittelalter dazu gerösteter Brotsstücke, die um so besser mundeten, wenn sie eben erst vom Feuer kamen. Der Glückliche, der den Rest eines solchen Trunks erhielt, welcher ringsherum von Mund zu Mund ging, bekam die vom Nebenblut oder Gerstensaft völlig durchwürgten Brotscheiben: ihm ward also — „der Toast gebracht.“

Was man heute unter einem Toast versteht, weiß wohl Jedermann. An der Tafel werden die Speisen herumgereicht, und alle Welt schweigt in den herrlichsten kulinarischen Genüssen. Eben bin ich im Begriff, einen köstlichen Bissen über die Lippen zu bringen, da sinkt mein Arm herab, und ich stütze die Gabel so leise wie nur möglich an den Teller- rand. Denn Etwas, wogegen es kein Aufsehen gibt, verbietet mir, die einmal begonnene Mahlzeit fortzusetzen — der Toast, den eben einer der Anwesenden auszubringen beabsichtigt: „Meine Damen und Herren!“ . . . Ich habe wirklich gar: und gar nichts gegen Toaste, vielmehr: ne ich mich stets über eine gutgezügigte Rede, zumal wenn sie in einen geschickt zugefügten Trinkspruch ausmündet. Aber andererseits muß ich auch berichten, daß mir dadurch oftmals ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Wie mir gleichzeitig mancher treffliche Bissen kalt wurde und ich in Folge dessen, wofür ich ihn trotzdem herunterwürgte, Indigestionen erlitt, mag noch als nebensächlich dahingehen. Aber da sitze ich einmal bei Tisch, an der Seite das lieblichste Geschöpf von der Welt: frisch wie ein Maievmorgen — in frohester Stimmung, im trautesten Geplauder. Wie oft hatte ich mich nach diesem Augenblick gesehnt — nun war er endlich gekommen! Mit Bedacht und wahrhaft nicht ohne Geschick lenkte ich das Gespräch auf das, was mein Herz erfüllte und ich unter allen Umständen heute erreichen wollte. Schließlich scheint sie mich zu verstehen. Sie errödet, die Lippen bewegen sich, um das Wort, nach dem ich lechze, zu flüstern — da ein Klängen an das Glas, ein allgemeines Nicken und Murmeln, worauf plötzliche Stille folgt. Statt des Jaworts, das mein Glück, meine Seligkeit ausmachen sollte, erhebt sich eine behäbige Männergestalt, und zwischen fettigen Lippen hervor schallt die fast dröhnend gesprochene Rede: „Berechtigte Anwesende!“ —

Gut reden ist bekanntlich eine Kunst, die nicht Jedem so ohne Weiteres zu Gebote steht. Im antiken Leben war es anders: Die Jugend von Athen und Rom mußte sich

regelmäßig darin üben, oratorische Fertigkeit zu erlangen; bei uns hält man wohl in den Schulen darauf, ohne jedoch sonderliche Erfolge zu erzielen. Wenn nun schon in den modernen Parlamenten höchst selten wirklich gute Redner angetroffen werden — wie soll man das dann erst auf Festlichkeiten erwarten? Die Toaste, die hier ausgebracht werden, treten darum meistens kaum aus dem Rahmen des Anspruchslosen, ja sogar Trivialen. Zum Beweis dafür diene nachstehende kleine Blütenlese. Hausherr, im Kreise der geladenen Gäste das Glas erhebend: „Meine Damen und Herren! Als ich heute vor fünfzig Jahren — hm — das Licht der Welt erblickte, da konnte ich nicht hoffen — hm — heute eine so zahlreiche Gesellschaft um mich versammelt zu sehen!“ — — — Sehr drastisch dürfte sich die folgende Rede ausgenommen haben, die gleichfalls ein Gastgeber gehalten hat, als die Anwesenden, Alles sehr gute Bekannte, sich noch immer nicht zum Ausbruch anschickten wollten: „Und nun erjuche ich Sie, meine Herrschaften, auf mein Wohl den Saal zu leeren!“ — — — In einem Kaufmannshause brachte ein Angestellter einmal den folgenden geradezu köstlichen Toast auf das Geburtstagskind aus: „Wir genießen die große Ehre, heute wie alljährlich zu feiern den neunundzwanzigsten hohen Geburtstag unseres gnädigen Fränkchens, der verehrtesten Tochter unseres Herrn Prinzipals! Sie lebe hoch!“

In arge Verlegenheit kommt freilich derjenige, der in so einem Toaste stecken bleibt. Was hilft da vorher alles Ueberlegen und Auswendiglernen! Selbst den bedeutendsten Meistern der Feder passierte es, daß sie in solchem Moment nicht das richtige Wort finden konnten. Mitunter befreit den Armen, der sich in dieser Klemme befindet, zum Besten der Humor der Anwesenden aus seinen Ängsten. Erhebt sich da ein Jüngling zwischen Fisch und Braten an blumengeschmückter Tafel, um das, was sein Herz erfüllt in schön geformter Rede heranzutönen zu lassen. Die ersten Worte — sie gelten natürlich den „lieblichen Frauen, den Rosen, die auf deren Wangen erblühen, den Tugenden, die im Herzen derselben wohnen“ — waren glücklich über die Lippen geschickt. Plötzlich stockt der Jüngling; verlegen blickt er erst nach oben, dann zur Erde; er ängelt rechts, er ängelt links; umsonst: der verlorene Faden läßt sich nicht wieder erwischen. Endlich greift er rudweise in die Pracktasche, aus der verräterisch die weiße Ecke eines jedenfalls beschriebenen Papierstückes hervorlugt. Noch zögert er: soll er sich eines solchen Hilfsmittels bedienen oder nicht? Aber in diesem Augenblick erschallt, von kräftiger Männerstimme gerufen — es war eine alte, biedere Soldatennatur, die diesen Rat erteilte! — zugleich aufmunternd und fröhlich, in tiefem Bass das Kommando: „Ablegung vor!“

Offen gestanden: lieber als ein schlechter, holpriger, nur Gemeinplätze allerhöchster Art enthaltender Toast ist mir — gar keiner!

Ich kann auch sehr gut den Gastgeber begreifen, der den Einladungskarten sofort die gedruckte Bemerkung beifügt: „Man bittet, alle Trinksprüche zu unterlassen! . . . Und wie unangenehm ist es, wenn man, in dem Bewußtsein, kein guter Redner zu sein, fortwährend gedrängt und angeulkt wird, doch ja einen Toast auszubringen. Ich gestehe ganz offen: die meisten Trinksprüche, die ich bisher gehört, waren fade, langweilig, albern.

Unter den gekrönten Häuptern ist bekanntlich Kaiser Wilhelm augenblicklich ein ganz vorzüglicher Redner. Seine Trinksprüche sind schön gefügt, mitunter sogar künstlerisch aufgebaut und treffend, ausnehmend mit dem ihneu so charakteristischen dreimaligen Hurrah, immer den Nagel auf den Kopf. Die übrigen Großen der Erde, soweit sie Throne inne haben, scheinen sich im Allgemeinen der Sitte des Toastierens nicht mit gleicher Vorliebe zu befleißigen. Vom Kaiser von Rußland weiß man, daß er, wie dies in seinem ganzen Wesen begründet liegt, am liebsten von jedem

Trinkspruch absteht. Nur wenn die Politik ihn dazu nötigt, unterzieht er sich diesem Zwange. Als Felix Faure den Zar in Krassnoje-Selo besuchte, war die Fassung des beiderseitigen Trinkspruchs eine nicht geringe Sorge der Diplomaten, die an dieser Zusammenkunft der betreffenden Staatsoberhäupter Interesse hatten. Und Nikolaus II. gab einen Dämpfer auf die Illusionen der französischen Nationalisten, als sein Toast in Folge einer Unachtsamkeit oder Vergeßlichkeit nicht so ausfiel, wie es der brennende Ueber-eifer jener erhofft hatte.

Auch der alte Kaiser Wilhelm brachte un-gern Trinksprüche aus; am allerwenigsten be-quemte er sich dazu, sie lang auszuspinnen. Als im Jahre 1867 dem jungen Norddeutschen Bunde wegen der Luxemburger Frage ein Krieg mit Frankreich drohte und bei einem Feste, das der damalige König Wilhelm im Kreise der Offiziere seines 1. Garde-Regiments in Potsdam feierte, aller Augen mit Span-nung auf den Monarchen gewandt waren, weil man von ihm eine wenn auch noch so geringe Erhellung der Situation erwartete, erhob sich dieser und sprach, den Römer mit der Rechten emporhaltend, die denkwürdigen Worte: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Nun brauste der Jubel auf: man erfuhr aus diesem knappen, kurzen Toast alles, was man zu wissen begehrte. . . Ebenso ist König Christian von Dänemark so gut wie gar nicht zum Reden zu bewegen. „Die Aus-stellung“, hob er an, als es sich einmal darum handelte, ein solches mit Schwung und Pomp eingeleitetes Unternehmen durch seine Gegen-wart — und selbstverständlich auch durch einen Trinkspruch! — zu weihen, — sei eröffnet!“ Sprach's und unterahm den Rundgang. Alle diejenigen, die sich schon darauf gespitzt hatten, tönende Worte und bombastisches Phrasenge-klingel aus erlauchtem Munde zu vernehmen, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Daß der große Schweiger Moltke niemals einen Toast sprach, dürfte ziemlich allbekannt sein. Uebriglich schweigsam in dieser Hinsicht verhält sich auch der greise Ohmkrüger. Aber Trinksprüche hat man gleichwohl von ihm ver-nommen — nur bringt er sie mit gefüllter Kaffeetasse aus und bei besonders festlichen Gelegenheiten in Milch.

### Jugomar.

Novellette von Paul v. d. Weser.

In der Hütte Antharichs des Chattenfür-sten ging es heute gar lebhaft zu. Männer lagen im Kreise und das Methorn machte die Runde. Trankopfer wurden den Göttern ge-spendet und stabreimende, uralte Lieder ihnen zur Ehre gesungen. Im Nebengewach aber saßen die Frauen, die Spindel rührend, in ernstem Gespräch.

„Und Du meinst, daß der Römer garnichts gemerkt hat? Daß er sich wirklich täuschen läßt von dem Cherusker? Das sollte mich wundern von der welschen Schlange,“ jagte jetzt einer der Männer, ein Niese mit langem dunkelblonden Vollbart. „Wir können einen solchen Kerl zertreten, wie einen Wurm, aber in Tücke und Arglist — da ist er uns doch bei weitem überlegen.“

„Ja, Runimund,“ entgegnete der Gastgeber, „das kommt so, wenn man zu überklug sein möchte. Er weiß, wir Söhne Lusco's sind offen und ehrlich und sagen, wie wir's meinen. Deshalb hält er uns für einfältig und jeder Arglist unfähig — aber er vergißt, daß Hermann, Sigmar's Sohn, selber in Rom war und dort List gelernt hat von unseren Feinden. Du, Jugomar,“ wandte er sich an seinen neben ihm liegenden Sohn, „weißt ja auch zu erzählen von Rom's Arglist und Tücke.“

„Aber wenn wir es doch nur nicht von dieser Seite nehmen wollten, Vater,“ sagte der Angeredete, ein hochgewachsener, rotlockiger Jüngling, „wenn wir doch nur bestrebt sein wollten von unseren Feinden, wie Du sie nennst, zu lernen. Ihre Geistesbildung und ihre feinen Sitten —“

„Schweig, Verblendeter,“ rief Antharich er-zürnt, „wie oft schon in dieser Zeit habe ich den Tag verwißt, da ich Dich nach Rom sandte, um die Kriegskunst zu lernen — wei-ter nichts solltest Du dort — aber Du bist vom römischen Gift zerfressen. Ein Stuger bist Du geworden, ein Städter. Einen gan-zen Sommer schon bist Du zurück aus Rom und immer noch trägst Du das fremde Ge-wand, das ich nicht leiden mag — Toga nennen sie's ja wohl. — Unsere einfache Kost schmeckt Dir nicht mehr und bei unse-ren Spielen und unseren Festen langweilst Du Dich.“

„Vater, ich bitte Dich,“ sagte der Jüng-ling, der sich bei des Vaters strafender Rede auf die Lippen gebissen und den Blick trotzig zu Boden geheftet hatte, „ich bitte Dich, schilt nicht über die Toga. — Es war ein unver-geßlich feierlicher Tag, als Caesar Augustus selbst uns, Hermann, seinem Bruder und mir die Toga verließ und uns in die Ordo eque-stris, den Ritterstand, aufnahm. Auf offenem Forum an der Rednerbühne, kündete man's dem Volke. Der Caesar selbst in seinem Purpurgewande, den Lorbeer auf dem Haupte, umarmte uns und all die ehrbaren Senato-ren taten desgleichen und der edle Sänger Quintus Horatius Flaccus — begrüßte uns in schwungvollen Worten, die mir wie Musik in's Ohr drangen. Oh — was sind unsere rauhen Kriegslieder gegen solche Hymnen?“

„Schweig von Deinem lateinischen Kling-klang,“ herrschte der Vater ihn zornig an.

„Schon schweig ich Vater — und morgen, wenn wir hinziehen nach dem Teutoburger Wald, nach der Ems und Lippe, dann lege ich die Toga ab und setze aufs Haupt den Helm mit den Adlerflügeln und dann werde ich zeigen, daß ich wieder Dein Sohn bin, der Jugomar und — nicht mehr der Ritter Julius Fulvius Vurgurgus!“

„Ich möchte es wünschen, Dir und mir,“ sagte der Alte — „aber viel hoffe ich nicht.“

„So lege ich morgen einen eisernen Kels an meinen Arm, das Zeichen der Schmach und nicht eher streife ich ihn herunter, bis ich die Schande abgewaschen habe in Strömen von Feindesblut.“

In diesem Augenblick drang fernes Getüm-mel an die Ohren der Redenden und der Ton des Stierhorns überdante selbst noch das Sausen, Fauchen und Prasseln, mit dem Wo-tan mit seinen Jagdgenossen durch die Lüfte flog und die Kronen der Niesenhäuser schüt-telte. Die Männer sprangen auf, und sogar die Frauen wurden an der Tür sichtbar. Man zündete Fackeln an am Herdfeuer und ging hinaus, zu sehen, was es gäbe. Draußen herrschte unsicheres Zwielicht, denn vor der vollen Mondscheibe vorbei jagten dunkle zer-rissene Wolkenfegen.

Ein Schwarm von Kriegern, ebenfalls mit Fackeln, kam auf den Edelhof zu. Sie tru-gen auf einer Bahre einen Menschen, der die Rüstung eines römischen Reiters trug. Der Führer der Schar trat hervor, neigte die Speerspiße vor Antharich und begann in zorniger Erregung:

„Antharich — ich komme mit leeren Hän-den. Die Götter mögen mich strafen, wollte ich nicht lieber mit zerstücktem Schädel auf blutiger Wahlstatt liegen, als so vor Dir zu stehen. Der römische Fuchs ist uns ent-wischt! Nur den einen welschen Hund bring ich Dir, den ich vor dem verlassenen Lager vorfand, wo er mit gebrochenem Beine lag.“

„Wie konnte das kommen — wie hat der Tribune erfahren, daß wir einen Anschlag wider ihn planten? — Der Anschlag war so schön ausgefallen. — Und wohin denn ist er gezogen — mit seinen 3 Cohorten?“

„Die Weser hinter zum Lager des Varus. — Ganze 10 Stunden Vorsprung hat er. — Jede Verfolgung wäre vergebens gewesen, da Dein Befehl lautete, wir sollten heute Abend wieder zurück sein. O — und wie die Rö-mer das erfahren — darüber redet der Hund dort so ungeheuerliche Dinge, daß sich meine Zunge ausbäumt, es zu sagen.“

Antharich stuzte, bezwang sich aber und sagte: „So spreche er selber.“

Die Träger setzten die Bahre vor Antharich nieder und der Römer begann:

„Ich heiße Crejus Spuvius Carbo und diene im zwanzigsten Jahre bei der Reiterci. Als wir gestern Abend aufbrachen, stürzte in der Dunkelheit mein Pferd und dabei brach ich das Bein. Man hörte meinen Hilferuf nicht im Getümmel und ein Wunder ist es, daß mich die wilden Bestien nicht gefressen. Als Deine Mannen mich fanden, drohten sie, mich tiefer in den Wald zu tragen und mich Bär und Wolf zum Fraße zu lassen, wenn ich nicht sagte, wohin die Cohorten gekom-men — sonst, beim Jupiter, hätte ich nicht geredet.“

„So tu's jetzt und rasch!“

„Ich stand an des Tribunen Zelt Wache gestern morgen. Da kam ein Bote und be-gehrte den Führer zu sprechen. Ich hörte wie er ihm folgendes meldete: Julius Ful-vius Vurgurgus sendet dem Publius Venti-dius Calva Gruß und Heil. Und dann mel-dete er ihm den Plan eines Germanenführers Antharich — den Du ja kennst, weil Du's selber bist — und den Plan weißt Du, weil Du ihn erfunden hast.“

Totenstille folgte diesen Worten, dann wil-des Geschrei. Die Schwerter flogen aus den Scheiden und die Mannen stürzten sich auf Jugomar. Gebieterisch aber trat Antharich dazwischen.

„Halt!“ donnerte er, „niemand hat hier zu richten als ich. Sag's noch einmal, Römer! Lügst Du, bist Du des Todes.“

„Das weiß ich,“ sagte dieser, „und ich werde mich hüten, Falsches zu melden.“

Da wandte sich Antharich zu seinem Sohne, sein Gesicht war zu Stein erstarrt, seine blauen Augen schossen Blitze.

„Was sagst Du dazu Jugomar?“ fragte er, „strafe den welschen Hund Lügen.“

„Er redet die Wahrheit,“ entgegnete der Jüngling fest.

„Ah!!! Du — doch nein — rechtfertige Dich.“

„Mit Euch schlagen will ich Eure Schlach-ten,“ begann Jugomar, „und ich hoffe die Römer vernichtet zu sehen. Aber Publius Ventidius Calva ist mein Freund und Br-uder. Wir wurden zusammen zu Rittern ge-schlagen und ich wollte nicht, daß er unricht-lich in dem Hinterhalt falle. — Im offenen Kampfe sollte er stehen.“

„Verräter!! Du weißt, den Verräter er-stickten wir im Sumpfe — und Gnade ist es, wenn ich Dich töte mit meinem ruhmreichen Schwerte, das so vieler Helden Blut getrunken!“

Damit erhob er den Stahl — aber nun wurde ein Entsetzensschrei gehört, denn Hilt-gund, Teudeberts Tochter, die sich bei Antha-richs Gemahlin befunden, stürzte mit gespal-tenem Haupte nieder. Sie hatte des Jüng-lings, dem sie heimlich im Herzen Mitleid trug, Gefahr gesehen, war dazwischen ge-sprungen, ihn mit ihrem Leibe deckend, und hatte so den Todesstreich empfangen, der jenem galt.

Lautlose Stille ringsum. Da brach Jugo-mar in die Knie, nahm das blutige Haupt in die Arme und rief:

„Bei Wotan schwör ich's und Donar und Thor und Frigga, schlachten will ich mit die-ser Hand hundert Römer in blutigem Kampfe für dies unschuldige Opfer. — Du, Vater, darfst mich nicht anrühren, mein Leben ge-hört jetzt Teudebert — und gefällt es den Göttern, daß ich wiederlehre aus dem Kampfe, so will ich Dir, Teudebert, dienen als Knecht und Dein sei mein Erbteil.“

Alle standen in düsterem Schweigen, jeder ging in seine Hütte. Nur Jugomar wachte bei der toten Hiltgund.

In der Frühe des nächsten Morgens brach Antharichs Heerbann auf.

In der Schlacht im Teutoburger Walde tat Jugomar Wunder der Tapferkeit und von dem Lose des Knechts bewahrte ihn ein Rö-merpfeil, der ihm die Kehle durchschmitt.

## Der falsche Zahn.

Von Felix Drobisch.

Den ganzen Vormittag im Bureau zu sitzen und Stunde um Stunde die langweiligen Zahlen zusammenzurechnen, das war keine vergnügliche Arbeit. Wenn man dann Mittags nach Hause kommt und Hunger hat, will man doch wenigstens etwas Kräftiges auf dem Familientische sehen. So dachte auch der Bureaudiktator Karl Ehrhardt und freute sich schon auf dem Nachhausewege, wie vorzüglich es ihm heute schmecken werde. Aber o Jammer, es gab nichts, rein gar nichts!

„Ja,“ erzählte sein Töchterchen, „Mama hat keine Zeit gehabt zum Kochen, die hat den ganzen Vormittag ihre Rolle gelernt und ist jetzt zur Probe gegangen.“

Alle Wetter, das hatte er ja ganz vergessen: seine liebe Helmi war die hervorragende Mitwirkende in der Wohltätigkeitsvorstellung, welche der Frauen-Verein in der nächsten Woche ausführen wollte. „O je,“ stöhnte er, „der Theaterentzwei hat sie wieder gepackt, na, dann können wir natürlich in die Volksküche zu Mittag essen gehen.“

Und da dachte er mit Wehmut an die Zeiten seines aufregenden Brautstandes zurück. Wie war seine Helmi da umschwärmt worden! Höhere Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer, ja sogar Offiziere, — alle hatten seine Helmi angechwärmt. Natürlich, die war ja auch ein reizendes Mädchen gewesen und über ein dramatisches Talent verfügte sie, — o, jeder Theaterdirektor hätte sie ohne Weiteres vom Fleck weg engagiert. Was konnte er diesem Talent gegenüber in die Waagschale werfen? Nichts, rein gar nichts. Er war allerdings rechtschaffen, fleißig, sparsam, aber das war auch alles. Das hatte aber im Vergleich mit seinen Nebenbuhlern nichts zu bedeuten und wenn er schließlich von all den Bewerbern Helmi doch den Preis errang, so hatte er das an erster Stelle doch nur seiner Ausdauer und dem Umstände zuzuschreiben, daß Helmi's Eltern nach ihrem Tode kaum so viel hinterließen, um ihnen ein anständiges Begräbniß auszurichten. Als das bekannt geworden war, hatten sich all die Freier mit möglichstem Anstand aus der Affäre gezogen und Helmi hatte ihn für seine Ausdauer mit ihrer zarten Hand beglückt. Sein Gehalt reichte ja für eine Familie gerade aus . . .

Bis heute hatte er auch seinen Entschluß noch nicht zu bereuen gehabt, er hatte ein glückliches Jahrzehnt hinter sich, er führte eine Musterehe, um die ihn gar mancher beneidete. Nun kam diese Wohltätigkeits-Vorstellung und warf den ersten Schatten auf sein Glück. Kurrernden Magens gab er sich philosophischen Betrachtungen hin. Die waren natürlich wenig angenehmer Art. Kein Mittagessen, die Kinder ungewaschen, ungelüftet, — pah, wenn das so weiter ging, mußte in aller kürzester Zeit der gesamte Hausstand verlottern. Hier hieß es vorbeugen, kräftig vorbeugen. Aber wie? Durch welche Mittel?

Karl Ehrhardt überlegte reiflich. Er entwarf zehn Pläne, überdachte ein Dutzend Projekte, erging sich in allen nur möglichen Grübeleien, um schließlich zu beschließen, daß er nichts beschließen könne. Endlich, . . . endlich kam ihm eine Idee, er fand einen Weg, der ihm gangbar erschien. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und begann zu schreiben. Er malte hohe, steife Buchstaben, verjah die „N“ und „M“ mit mächtigen Schnörkeln, setzte die Haken verkehrt über die „u“ und trikelte zum Schluß einen Namen unter den Brief, den er selbst nicht zu entziffern vermochte. Dann steckte er das Machwerk in ein Couvert, das er mit der ebenso schlecht lesbaren Aufschrift seiner Frau verjah.

Da endlich, — es klingelte: Frau Helmi Ehrhardt war zurückgekehrt. Sie schien sehr erregt zu sein und kümmerte sich nicht im geringsten um den kurrernden Magen ihres Mannes, sondern erzählte mit großer Um-

ständlichkeit von der Probe und von den Triumpfen, welche sie auf derselben gefeiert hatte. „Und weißt Du, mein Vester, was mir unser Vorsitzender gesagt hat?“ schloß sie ihre Vitanei.

„Er wird sich bedankt haben für das Opfer, das Du der guten Sache bringst“, antwortete ihr Mann gleichmütig.

„Opfer? Was für ein Opfer?“ fuhr Frau Helmi auf, „von einem solchen kann gar keine Rede sein. Ich tue nur, wozu mein Künstlerblut mich drängt.“

„Ach was Künstlerblut“, meinte Karl, „ich glaube, es schickt sich für eine Ehefrau und Mutter von zwei Kindern überhaupt nicht mehr, als erste und zweite Liebhaberin auf der Bühne umher zu laufen. Diese Ansicht wird auch in diesem Briefe ausgesprochen, den ich soeben erhalten habe, — damit überreichte er ihr das Schreiben, das er vorhin so mühselig zusammengekrabbelte hatte.“

Frau Helmi entfaltete neugierig den Bogen und las:

Mein Herr!

Wenn Sie noch nicht ganz unter dem Pantoffel stehen, so dulden Sie nicht, daß Ihre Frau fernherhin auf Liebhabertheatern auftritt. Erstens verfügt dieselbe über keinerlei Talent und dann schädigt sie ihren Ruf, denn sie wird von den männlichen Mitgliedern angechwärmt. Deshalb sollte sie auch den Schein vermeiden und sich zurückziehen, so lange das noch möglich ist. Ein Wohlmeinender.

„So ein alberner Mensch“, lachte Frau Helmi, „was geht's denn den an, wenn ich angechwärmt werde. Ob ich Talent habe oder nicht, darüber steht ihm kein Urteil zu. Die Hauptsache ist, daß ich gefalle und das ist für mich ausschlaggebend.“

„Aber es scheint doch, als ob man um Deinen guten Ruf besorgt sei“, wandte Karl schüchtern ein, denn er begann zu merken, daß das Schreiben den gewünschten Erfolg nicht erzielen werde.

„Man kann mir gar nicht imponieren, denn man ist gar nichts“, antwortete Frau Helmi ärgerlich, „ich lebe doch in keinem türkischen Harem, daß ich mich den Blicken der Männerwelt entziehen müßte. Und wenn Du Argwohn hegst, so fordere ich Dich hiermit feierlichst auf, mich zur nächsten Probe zu begleiten. Ja, das mußt Du“, setzte sie mit Nachdruck hinzu, als ihr Mann Einspruch erheben wollte, „Du mußt Dich überzeugen, daß es eine erbärmliche Blöde ist, was dieser Dummkopf über mich geschrieben hat.“

O weh, dachte Karl, die Sache hast du beim verkehrten Ende angefangen, du hast das Gegenteil von dem erreicht, was du beabsichtigt hattest. Aber was half's, er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und seine Frau am nächsten Tage zur Probe begleiten. Er setzte sich in eine dunkle Ecke des Saales und beobachtete aufmerksam das Spiel seiner Frau. Dasselbe war tadellos: eine schöne, stolze Erscheinung mit süß-einschmeichelnder Stimme und eleganten, abgerundeten Bewegungen. Und wenn sie mit einer gewissen Koketterie ihre blendend weißen Zähne zeigte . . .

Et der Tausend . . . Zähne . . . Zähne, — ein abscheulicher Gedanke durchblitzte das Hirn des geblagten Ehemannes. Nach dieser Richtung hatte seine Frau ein Geheimnis, dessen alleiniger Mitwisser er war. Und das war so zugegangen:

Vor einigen Monaten wurde seine süße Helmi von abscheulichen Zahnschmerzen geplagt, Schmerzen so heftig, daß sie das arme Fräulein fast zur Verzweiflung brachten. Es blieb nichts übrig: der kranke Vorderzahn mußte heraus! Das war ein Malheur! Frau Helmi war untröstlich, daß ihre Zahnreihe eine Lücke aufwies. Die erste Woche blieb sie überhaupt zu Hause, und als sie sich endlich wieder in Gesellschaft wagte, hielt sie soviel wie möglich den Mund geschlossen und mußte sie wirklich einmal lachen, so lächelte sie nur mit den Mundwinkeln. Das

war ein unerträglicher Zustand, dem sie endlich ein Ende machte, indem sie sich einen falschen Zahn einsetzen ließ.

Der falsche Zahn! Hurrah, jubelte Karl, jetzt hatte er den Hebel gefunden, an welchem er ansetzen mußte, um die ganze Liebhaberbühne aus den Angeln zu heben. Wenn die Gesellschaft, die Kinder, das Dienstmädchen von dem falschen Zahne Kenntnis erhielten . . . Oh, jetzt besaß er eine Waffe, die er gegen seine Frau schwingen konnte, um sein Eheglück zu retten!

— Wenig Tage später traf schon wieder ein Brief von unbekannter Hand bei Frau Helmi Ehrhardt ein. Zögernd ergriff die Adressatin das Couvert. „Ich sollte den Brief eigentlich ungelesen ins Feuer werfen“, meinte Frau Helmi, „aber neugierig bin ich doch, was wieder für ein neues Geschwätz gegen mich losgelassen wird,“ damit betrachtete sie aufmerksam die ungelentken Schriftzüge der Aufschrift des Umschlages. Dann riß sie denselben mit heftiger Geberde auf. Sie las:

„Vorehrteste!

Wenn eine Frau gefallen will und ein Geheimnis zu behüten hat, das ihrer Schönheit Abbruch tut, so darf sie dasselbe nicht vor der Öffentlichkeit zu Markte tragen. Tut sie das, so setzt sie sich dem Gespött aus. Ihre Rolle zwingt Sie des Besteren, zu lächeln. Nun wäre es für Sie doch peinlich, wenn es bekannt würde, daß Sie beim Lachen nicht ihre eigenen, sondern — falsche Zähne zeigen. Es geht das Gerücht, daß Sie ein falsches Gebiß tragen. Wenn Sie nun auf der Bühne den Mund öffnen, sucht Jeder zu ergründen, wie weit dies Gerücht auf Wahrheit beruht: sämtliche Operngläser hängen an Ihren — Zähnen! Ja, man hat schon Betten entritt, um zu erfahren, wie viele . . .“

Weiter las Frau Helmi nicht, — wütend ballte sie den Briefbogen zusammen und zerriß denselben in kleine Stücke, so daß von dem Inhalt kein Wort mehr zu lesen war. „So ein Unersehämter“, schalt sie, „so eine Nichtswürdigkeit, ein Schuft, der mein Geheimnis in alle Welt vosaunt . . .“, sie schlug die Hände vor's Gesicht und brach schluchzend in Tränen aus.

„Hat Dich der Glende, der diesen anonymen Brief geschrieben hat, beleidigt, mein Herzchen?“ fragte ihr Mann mit der unschuldigen Miene der Welt, „vielleicht gelingt es uns, den Kerl herauszubekommen. Dann werde ich ihn verklagen, damit vor Gericht klar gestellt wird, daß er abscheuliche Unwahrheiten über Dich verbreitet hat.“ Damit begann er die einzelnen Papierstückchen vom Boden aufzusammeln.

„Daß das liegen“, rief Frau Helmi, deren Tränen rasch gestillt waren. Dann riss sie die Schnitzel auf und warf sie in's Feuer. „Du wirst Niemand verklagen und vor Gericht wird nichts festgestellt werden. Wenn Du mir aber einen Gefallen tun willst, so gehe sofort zum Vorsitzenden des Theatervereins und bringe ihm meine Rolle zurück. Du sagst ihm, ich könne nicht mehr zur Probe kommen, auch in der Vorstellung könnte ich nicht mitwirken. Ich sei plötzlich krank geworden, sehr krank . . . Hast Du das verstanden?“

„Natürlich“, erklärte ihr Mann, „ich weiß nur nicht . . . ich möchte doch auch gern wissen . . . steht dann etwas Schlimmes in dem Briefe?“

„Nichts, gar nichts“, fiel ihm Frau Helmi in's Wort, „aber sei so gut und geh! Schaff mir bloß die Rolle aus den Augen, wenn sie noch länger vor mir liegt, verfall' ich in Weintrampfe.“

Und Karl Ehrhardt packte die Rolle zusammen und ging. „Hätte ich gar nicht gedacht“, murmelte er draußen, „daß ein falscher Zahn sich so nützlich erweisen könnte!“